Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlenerstraße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3300.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 483. **Montag** den 22. September 1902. **96. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 22. September.

In **Köln** haben gestern die über einen Zeitraum von vier Tagen sich erstreckenden Berathungen der **Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz** und der **Gesellschaft für Sociale Reform** begonnen. Aus freier Initiative von Männern aller Berufsstände ins Leben gerufen, können die Internationale Vereinigung und die Gesellschaft für Sociale Reform auf ihrer Kölner Tagung nach langen, mühseligen organisatorischen Vorarbeiten an die Berathung ganz bestimmter Maßnahmen zur Erreichung eines Arbeiterschutzes in allen Culturländern herantreten. Solche Maßnahmen sind in erster Linie die Beseitigung der Nachtarbeit für Frauen und die Verringerung der Gefahren in den gesundheitsschädlichen Betrieben. Der Gesellschaft für Sociale Reform hat sich die Arbeiterschaft mit ihren Organisationen: christliche Gewerkschaften, Hirsch-Duncker'sche Gewerkvereine, die evangelischen Arbeitervereine, katholische Arbeitervereine, kaufmännische Verbände, Eisenbahnervereine und Gastwirthsgehilfen-Organisationen angeschlossen und zeigt sich unermüdlich thätig, die Bestrebungen der Gesellschaft zu fördern — — nur die socialdemokratische Arbeiterschaft hält sich fern und verweigert ihre Mitarbeit zur Erreichung von Zielen, die in erster Linie, ja fast einzig und allein für die gesammte Arbeiterschaft von Männern aller politischen Parteien und aus allen socialen Schichten erstrebt werden. Dieses aus ungerechtfertigtem Mißtrauen und parteipolitischer Taktik hervorgegangene Beiseitestehen der Socialdemokratie kann indeß kaum auf längere Zeit verhalten. Es macht sich bei der Socialdemokratie ein bemerkenswerther Umschwung in der Anschauung über die socialpolitische Arbeit und Gesetzgebung in Deutschland und die Mitwirkung der socialdemokratischen Partei geltend. Durfte doch der Abg. Molkenbuhr auf dem socialdemokratischen Parteitage in München die Genossen der Interesselosigkeit an den socialpolitischen großen Gesetzen zeihen, die doch nur gegen die Stimmen der Socialdemokraten zu Stande gekommen sind! Und er konnte diesmal, ohne Tadel zu erdulden, darauf hinweisen, daß bereits in den Jahren 1867 bis 1879 vor Allem liberale Männer, wie Hammacher, Lasker, Schulze-Delitzsch, Hirsch, Richter, dann aber auch Männer anderer Parteien, wie Stumm, Diest-Daber und Brauchitsch, Bahnbrecher auf den Wegen der socialpolitischen Gesetzgebung gewesen sind. Er ließ sogar der deutschen Regierung volle Gerechtigkeit widerfahren mit der Feststellung der Thatsache, daß die Reichsregierung gewillt ist, auf dem Gebiete der Reichsversicherungsgesetzgebung weiter zu gehen, vorausgesetzt, daß die anderen Staaten, die mit unserer Industrie concurriren, dem Beispiele Deutschlands folgen. Der socialdemokratische Abgeordnete Molkenbuhr hat durch seine Mitarbeit an den Geschäften der früheren Commission für Arbeiterstatistik sein socialpolitisches Urtheil schulen und reiche Erfahrungen sammeln können. Hierzu wären auch andere socialdemokratische Führer in der Lage, wenn sie sich an den Arbeiten der Internationalen Vereinigung für Arbeiterschutz und der Gesellschaft für Sociale Reform betheiligen würden. Es steht ihnen keinerlei Hinderniß im Wege. Wenn es ihnen wirklich darum zu thun ist, sociale Gegensätze auszugleichen zu helfen, so können sie sich dieser Mitarbeit nicht entziehen.

Ueber Umfang und Zweck des **polnischen Nationalschatzes** in Rapperswyl, dessen Verwendung für agitatorische Zwecke der großpolnischen Propaganda bekanntlich fortgesetzt von den Vertretern des Polenthums abgeleugnet wird, finden sich im „Przeglad Wszechpolski" folgende bemerkenswerthe Angaben:

„Am 3. und 5. August fanden in Rapperswyl Commissionssitzungen des Aufsichtsraths des Nationalschatzes statt. Der Schatzfonds wächst langsam, aber beständig; er betrug zu Anfang d. Js. 222 385 Frcs. 65 Ctm., die Zinsen davon 8 528.40 Frcs. Nach der Versammlung der Controleure, in welcher der Cassenbestand und die Anlegung der Fonds geprüft und für richtig befunden wurden, beschäftigte sich die Commission mit der Unterbringung der Zinsen und überwies die verfügbaren zwei Drittel, im Betrage von 5 685,60 Frcs. wie in den Vorjahren der Organisation der Nationaliga."

Wie die Mitglieder der polnischen Reichstagsfraction, die, so oft die Zweckbestimmung des Nationalschatzes in die Erörterung der polnischen Angelegenheiten hinein bezogen wurde, den Gedanken einer politischen Verwendung der gesammelten Gelder entrüstet von sich wiesen, mit dieser Mittheilung sich abfinden werden, bleibt abzuwarten. Jedenfalls dürfte aus der Sache selbst wie aus dem Umstande, daß die beiden Vorsitzenden der Schatzcommission in Zürich bezw. Paris ihren Wohnsitz haben, zur Genüge hervorgehen, wo die eigentlichen Leiter und Förderer der deutschfeindlichen Bestrebungen des Polenthums zu suchen sind. Es wäre auch durchaus irrig, zu glauben, daß die angegebene Summe die volle Höhe der aus dem Nationalschatz für Agitationszwecke verfügbaren Geldmittel darstelle. Anläßlich verschiedener Vorgänge, in denen die angebliche Vergewaltigung polnischer Landsleute den Agitatoren Anlaß bot, die Hergabe größerer Summen „zum Troste der Unglücklichen" und „zur Linderung ihrer Nothlage" anzuregen, sind nach den eigenen Veröffentlichungen der großpolnischen Tageszeitungen so bedeutende Summen aus polnischen Kreisen in aller Welt, besonders aus Amerika, eingegangen und in so hohen Beträgen an die verschiedenartigsten organisatorischen Verbände zur Stärkung des Polenthums und zur Förderung seiner Bestrebungen abgeführt worden, daß dagegen die angebliche Höhe des Nationalschatzes kaum ins Gewicht fällt. Jedenfalls kann man versichert sein, daß es den Schürern der Bewegung gegen das Deutschthum, wenn alle anderen Mittel zur ferneren Agitation und zur Vorbereitung des Kampfes für die Losreißung der ehemals polnischen Gebietstheile versagen, an finanziellen Mitteln nicht fehlen wird. Aus dieser Erwägung heraus gebietet sich für diejenigen staatlichen Organe, die einen sicheren Schutz deutschen Besitzes und deutscher Arbeit im Osten des Reiches gewährleisten wollen, die Bereitstellung ausreichender Mittel zur Abwehr der großpolnischen Bestrebungen von selbst.

Man schreibt uns aus Athen: Allem Anscheine nach wird die Frage der **griechischen Heeres-Reorganisation** bei der Kammerwahlbewegung eine wichtige Rolle spielen. Der „Empros" hat viele Zuschriften erhalten, in denen angeregt wurde, Massenversammlungen zu veranstalten und in Resolutionen, welche der Krone zu übermitteln wären, die möglichst rasche Durchführung der Heeresreform zu verlangen. Das genannte Blatt betont, daß das Volk nachgerade die Geduld verloren habe, erachtet jedoch die betreffenden Anregungen für überflüssig und meint, die Wählerschaften sollten diese Frage zur Platform machen und keinem Candidaten ihre Unterstützung in Aussicht stellen, in dessen Programm nicht die Heeres-Reorganisation den Hauptpunct bilde und dessen Persönlichkeit und Charakter nicht die Gewähr biete, daß er an diesem Programmpuncte thatsächlich festhalten werde. Wenn dieser Standpunct des „Empros" den Beifall der Mehrheit der Wählerschaften findet, so dürfte der greise Hauptführer der Opposition, Delyannis, nicht gerade gut berathen gewesen sein, als er unlängst in der „Proia" seine Ansicht in folgender Weise darlegen ließ. Er erkenne die Nothwendigkeit einer Heeres-Reorganisation an, zumal seit den Erfahrungen des jüngsten Krieges, und wenn einmal eine „ernste Regierung, die sich auf das Vertrauen des Volkes stütze", ans Ruder gelange, so werde sie dieser Frage auch näher treten, jedoch erst dann, wenn Griechenland finanziell wieder völlig gekräftigt sei, wenn der darniederliegenden Landwirthschaft aufgeholfen sein werde, wenn anderweitige dringende Reformen gesichert wären und wenn man wisse, welche Summe der Staat für das Heeresreformwerk eigentlich aufzubringen vermöge. Bemerkenswerth ist, daß der „Empros" ausdrücklich betont, den Kronprinzen Constantin treffe für den gegenwärtigen Zustand des Heeres keine Verantwortung, weil ihm eben die Macht und die Competenzen fehlten, Reformen zu bewerkstelligen, mit denen das Kriegsministerium und nicht das „Generalcommando des Heeres" hätte betraut werden sollen, denn constitutionelle Competenzen habe nur das Kriegsministerium und nur dieses vermöge auch parlamentarischen Einfluß zu üben. Auch „Neon Asty" sagt, man habe seiner Zeit dem Kronprinzen eine Last aufgebürdet, die unter den obwaltenden Verhältnissen dessen Kräfte, bei all' seinem guten Willen und Eifer, übersteigen mußte. Man habe dem Kronprinzen ein Heer ohne Basis, mit politisirenden Officieren, ohne Waffen, ohne Pferde übergeben und verlangt, daß er dasselbe zu einer europäischen Armee umgestalte, ihm jedoch die Mittel und die Competenzen hierfür verweigert.

Die Nachricht, daß der Commandeur des **amerikanischen Kreuzers „Ranger"** die **Panama-Eisenbahn** durch amerikanische Truppen hat sichern lassen und daß der General Salazar von dem amerikanischen Consul informirt worden ist, dieser Act könne nicht als ein Columbien feindseliger ausgelegt werden, da es nothwendig sei, einen ununterbrochenen Verkehr zu sichern, war schon lange erwartet worden. Man könnte annehmen, daß die Versicherung des Consuls der Vereinigten Staaten, die Landung von Marinesoldaten und die Sicherung der Bahnlinie durch dieselben bedeute keinen feindseligen Act, überflüssig sei, weil diese Handlung nur den Interessen Columbiens dienlich zu sein scheint. In Wirklichkeit verhält es sich jedoch, wie dem „Hannov. Courier" aus London geschrieben wird, anders. Die Bahnlinie war nicht nur durch die aufständische Partei bedroht. Auch die Haltung der columbischen Regierung bedrohte die Actionäre der Panamacanal-Gesellschaft. Vor mehr als sechs Monaten erklärte Dr. Silva, der damalige columbische Gesandte in Washington, öffentlich, die Panamacanal-Gesellschaft sei informirt worden, daß — während sie Verhandlungen betreffs Abtretung ihrer Rechte an eine fremde Macht einleiten könne — ein definitives Abkommen ohne Zustimmung Columbiens nicht abgeschlossen werden könne. Thatsächlich giebt man die souveränen Rechte Columbiens natürlich zu, aber diese Erklärung beunruhigte die Actionäre der Panamacanal-Gesellschaft sehr, denn man legte sie in Washington dahin aus, Columbien beabsichtige, bedeutend bessere Bedingungen, als sie in dem Protokoll vorgesehen waren, zu erlangen. Auf beiden Seiten wird anerkannt, daß ein höherer Preis von den Vereinigten Staaten schwerlich zu erlangen ist, aber es schien wahrscheinlich genug zu sein, daß Columbien, indem es seine Zustimmung versagte, einen Druck auf die Gesellschaft ausübe und sie zur Zahlung der festgesetzten Kaufsumme von 40 Millionen Dollars veranlassen würde. Dies würde einem Erpressungsversuch gleichkommen, und die Regierung in Washington hat, wie die „Morning-Post" ausführt, nicht die Absicht, sich an irgend einem Arrangement zu betheiligen, durch das, wenn auch nur indirect, eine Schädigung der Actionäre der Canalgesellschaft gebilligt würde. Es war hohe Zeit, daß etwas zur Sicherung der Landenge, über die sowohl die Bahnlinie als auch die Route des geplanten Canals läuft, gethan wurde. Die Regierung in Columbien ist fast vollständig zu einer Farce geworden. Der Tod des Präsidenten San Clemente im vergangenen April hat die Usurpation des jetzigen Staatsoberhauptes vielleicht formell geregelt, aber nichtsdestoweniger befindet sich die Verwaltung des Landes in einem Chaos. Den letzten Consularberichten aus Bogota zufolge notirt die Papierwährung 240 Dollars per Pfund und schwankt der Wechselcours zwischen 4000 und 5000 Procent Agio für Goldwechsel, während alle Verkaufscontracte, die die Bezahlung in irgend einer anderen Währung als columbischem Papiergeld bestimmen, nicht registrirt werden können und daher rechtsungültig sind. Bei solchen Zuständen kann durch diplomatisches Einschreiten keine Abhilfe geschaffen werden. Die Vertragsrechte aber berechtigen die Vereinigten Staaten, die Aufrechterhaltung ungehinderten Verkehrs über die Landenge zu fordern, und es ist zu hoffen, daß ihre jetzige Intervention zur Beendigung der anarchischen Zustände in Columbien beitragen werde.

Deutsches Reich.

△ **Berlin**, 21. September. Zum Wiederbeginn der Verhandlungen in der Zolltarifcommission ist es nicht ganz unnöthig, einen Irrthum zurückzuweisen, der, wenn auch nur vereinzelt, doch in angesehenen Blättern auftauchen konnte. In einem Hinweise darauf, welche Arbeitsfreudigkeit und Unverdrossenheit der Staatssekretär des Innern Graf Posadowsky wie im Plenum, so insbesondere auch in der Commission des Zolltarifs wegen entwickelt hat — einem Hinweis, dem wir für vollständig begründet und berechtigt halten —, wurde gesagt, die Unterstützung, die der Stellvertreter des Reichskanzlers von preußischer Seite resp. von den hierbei zuständigen Ministern bei seinem Bemühen erfahren habe, sei ganz unbedeutend gewesen. Speciell wurde ein Tadel gegen die drei Minister der Finanzen, des Handels und der Landwirthschaft ausgesprochen. Es ist schwer zu verstehen, wie speciell dem Handelsminister ein solcher Vorwurf gemacht werden konnte. Jedermann, der die Verhandlungen der Commission verfolgt hat, muß sich erinnern, den Namen des Herrn Möller fast in jedem Bericht aufgeführt gesehen zu haben. Thatsächlich hat der Handelsminister von den hundert und einigen Sitzungen der Commission mindestens 95 besucht und sich angedrachtermaßen mit eben so großer Entschiedenheit wie Sachlichkeit an den Debatten betheiligt. Wir glauben uns zu erinnern, daß Mitglieder der Commission gerade dem Eifer und die sachverständige Hilfe des Ministers für Handel und Gewerbe rühmend hervorgehoben und geäußert haben, Herr Möller habe, um auch seinerseits den Commissionsverhandlungen beiwohnen und diese nach Möglichkeit fördern zu können, verschiedene ihm nicht wenig am Herzen liegende Dienstreisen (wie nach Oberschlesien und nach Saarbrücken, um

Feuilleton.

3]

Das Testament.

Eine oberösterreichische Erzählung v. Fanny Kaltenhauser.

(Nachdruck ohne Genehmigung auch in Auszüge verboten.)

Der Sonntag kam, der nächste nach seines Vaters Leichenbegängniß. Vincenz ging diesmal nicht zur Kirche, sondern in die Stadt; er hatte dort Einiges zu thun, wollte aber auch nicht unter die Leute vom Dorfe gehen und von ihnen neue Trostreden über seines Vaters Tod vernehmen. Dieser hatte ganz anders in sein Herz geschnitten, als sie es vermeinten. Am folgenden Sonntag konnte er dennoch nicht mehr fortbleiben von der Kirche. Die Leute hätten zu viel geredet. So ging er ins Hochamt.

Es regnete stark, und er schritt weit aus, um den Weg bald zurückgelegt zu haben. Da schritt vom Weg zur Thalmühle Eine herüber; unter dem mächtigen, aufgespannten Schirm war der Kopf erst nicht sichtbar. Als der Vincenz die Daherwandernde bemerkte, sah er nicht, wer es war, und er bekümmerte sich auch nicht weiter darum.

Es war aber die Müller-Agnes. Sie that große Schritte, als sie den jungen Bauer erblickte. Aber sie schien ihn nicht einholen zu können. Da rief sie ihn an.

„He, Hochgstettner, versäumst schon 'was? Ist noch lang' net am Zusammenläuten?"

„I fürcht' den Regen", erwiderte er und hielt nicht an.

„Ah geh, Salzstöck' mag's zerweichen, unsereins net! Halt doch still, daß man einen kleinen Plausch haben kann! I halt's net gern mit der Langweiligkeit." Lachend lief sie ihm nach. Und erreichte ihn nun ohne große Mühe, denn er verlangsamte seine Schritte. Sie ging eine Weile neben ihm und schwatzte von dem und jenem. Bis sie auf einmal mit scharfem Blick herüberlah und fragte: „Je Du, ist das wahr, was i neulich vernommen hab', daß Du so einen Barmherzigen g'spielt hast? Bei der Niedergstettner Franzi. Sollst ihren Vatern völlig zum Leben erweckt haben und der Franzi eine Dirn' g'schickt haben, daß s' ihr in der Pfleg' net zu weh thut bei die zwei kranken Leut'. Ist denn das wahr? I hab's frei net glauben können!?"

Er sah sie nicht an. „Wegen was net?" fragte er. Sein Ton war unwillig und unmuthig sein Blick. Was ging das sie an? Weshalb sprach sie in einem solchen Ton, als hätte er ihr Rechenschaft abzulegen von seinem Thun. Noch hatte sie kein Recht dazu, er hatte ihr keines gegeben. Wie würde die erst sein gegen ihn, wenn sie Rechte hätte auf ihn — wenn sie sein Weib wäre?! War's nicht besser, er hielte sich von weither eine? Eine, die er nicht blos um des Geldes willen nehmen mußte, sondern die auch sonst keine Zuwidere war. Und die da war ihm eine Zuwidere, das merkte er erst jetzt deutlich. Wennschon sein Herz still sein mußte und sich dreinfinden mußte ins Leben ohne Glück, da mußte es doch nicht so eine sein, die er nahm, die an ihm nörgelte und mäkelte, und rechthaberisch vor jedem seiner Worte, jeder seiner Handlung stand.

Aber, aber — ob er so eine, die ordentlich was hatte, fand, da weiter draußen im Land. Er konnte nicht mit Wenigem zufrieden sein, er brauchte viel. Und — wenn er schon um des Geldes willen in so ein Leben gehen mußte, dann mußte es sich auch schon auszahlen, dann mußte es schon eine besonders Reiche sein, daß er sein Gut nicht allein schuldenfrei halten, sondern auch noch vergrößern konnte. Der Bauernstolz erwachte in ihm — mußte er so schweren Preis zahlen, um Hochgstettner zu bleiben, dann wollte er auch ein Hochgstettner sein, von dem man mit Neid sprach.

Aber der Muth sank ihm wieder; — er zweifelte, ob eine besonders Reiche ihn nehmen würde, sobald sie erfuhr, daß er nur wenig Anrecht an sein Gut hatte, wenn er die Schuld an seine Stiefschwester abgezahlt hatte. Dann mußte er dennoch froh sein um diese da. Und er nahm sie wohl auch! Ja, ja, so einer war er —!

Ein seltsamer, höhnischer Lachlaut drang von seinen Lippen.

„Wegen was lachst?" fragte die Agnes erstaunt. „Weil i eben g'meint hab', von Dir hätt' i das net verhofft, daß Du so 'was thätest? Deswegen? I hab' 'glaubt, Du hätt'st mich gar net vernommen, weil so vor Dich hing'starrt hast und hast kein Wort d'rauf g'sagt." Und sich ereifernd, fügte sie hinzu: „Aber da ist doch nichts zu lachen d'rüber! Bist doch der Hochgstettner! Der braucht sich doch net mit so einem Bettelvolk abzugeben, wie die Franzi und ihre Leut' sind! I weiß von meinem Vatern, daß es nur auf die Gutheit vom Huberwirth und vom Kramer im Dorf ankommt, ob die Leut' noch länger in ihrem Häusl verbleiben dürfen; wenn die zwei wollten, könnten die Niedergstettnerischen all' Tag' wegg'schafft werden vom Gütl, so viel Geld haben die zwei Mannen d'rauf. Kann ein Stein vom Häusl g'hört der Franzi ihre Leut'. Wie kannst Dich da Du so weit erniedrigen, daß Du selber mit der gehst und hilfst ihr. Einen Knecht, wenn ihr mitg'schickt hätt'st, das hätt' es auch gethan."

„Meinst?" Der Zorn faßte ihn, während er bei dem spottenden Wort in ihr Gesicht sah, das der Hochmuth jetzt entstellte. Deutlich erkannte er es, daß die Freundlichkeit ihres Gesichtes nur eine zur Schau getragene war und nicht aus dem Gemüthe drang. Und es riß ihn zu den verächtlich verweisenden Worten hin: „Aber ich mein', Deinem Vater sind s' doch nichts schuldig, die Niedergstettnerleut'??"

In ihr Gesicht trat eine grünliche Färbung — vor Aerger. Warum warf sich denn der als Schützer auf über die Bettelleut'? Und mit ihr redete er, als wäre sie ein „Nixel" auf der Welt! Sie warf die Lippen trotzig auf. „Na, i mein', bald sie meinem Vater nur d' Hälft schuldig wären, als was sie wahrhaftig sind, nachher säßen s' schon lang' nimmer im Häusl!"

„So ein Hartherziger wär' Dein Vater, meinst? Ja, und was möcht'st denn Du dazu sagen? Möcht'st Du's gelten lassen und keine Fürbitt' einlegen?"

Sie zuckte die Schultern. „Ah mein, was gehen mich so' Leut' an!"

Von Vinzenz' Lippen kam ein gelles Lachen. „Das muß i aber schon sagen, Du bist eine Gute! Mit einem recht weichen Herzen eine!"

Sie sah ihn an. Wie ungut der jetzt aussah! Er hatte eine Miene, die ihr keine gute Gesinnung für sie verrieth. Und da zuckte ein Erschrecken durch ihr Gemüth. Jesus, jetzt hatte sie wohl gar verspielt bei dem? Mit den paar Aeußerungen, die sie erst eifersüchtig grollend, dann trotzig gethan. Das hatte sie nicht gewollt, daß so etwas herauskam. Wo sie schon so sicher auf ihn gerechnet. Sie hatte gemeint, mit ihren Worten seinen Stolz als angesehener Bauer aufzustacheln und ihn dadurch fernerhin von derlei Thun abzuhalten. Statt dessen wurde er wie Feuer und Flamm' für die Niedergstettnerleut'. Da that sie ja ganz verkehrt; statt ihn von diesen Leuten abzulenken, schob sie dieselben geradezu in sein Denken.

Sie machte jäh eine schmollende Miene. „Wie Du Dir Alles auslegst von einem! Wenn i weiß, daß das Dirndl net so eine ist, die Erbarmen verdient, werd' i ihr's doch net aufdrängen! Was glaubst, so eine, die sich rühmt zu den Leuten, Du wärst gegen sie wie einer, den sie um den Finger wickeln könnt', so weich und zu Allem bereit für sie, — ist die es werth, daß man sich gutherzig um sie annimmt? Uebrigens, was gehen mich die Leut' an? Mir sind sie nichts schuldig. Und Dir wohl auch nicht."

Der Vinzenz möchte in sich hineinlachen, wenn er es könnte — vor Haß, vor Zorn könnte! Wie die da redet über die Franzi, und dabei weiß sie nicht, daß er sie viel, viel besser kennt, die Geschmähte! O, so gut kennt er sein Dirndl! Und wenn noch Dreie gegen sie ständen und sprächen ihm Schlechtes von ihr, kein bischen nähmen sie ihm von seinem guten Glauben an sie. Die mit ihrem grundguten Wesen kann ihm keines verlästern! Und wenn sie sich noch so Mühe giebt, die da! Die falsche Katz' die, die so prächtig lügen kann! So 'was von der Franzi zu sagen!

Er beißt die Zähne übereinander und schreitet schneller aus. Fort von der! Er will sie nicht mehr sehen, will nichts mehr hören von ihr! Aber es glückt ihm nicht, das Loskommen. Wie der Teufel an eine arme Seele, so heftet die sich an seine Fersen! Erst in dem Geschwarme der Kirchengänger, welche sich vor dem großen Hauptthor stauen, entwischt er ihr.

In der Kirche findet er keine Andacht. Im Gebetbuch tanzen die Buchstaben wirr durcheinander, wie er den Blick darauf senkt; er schließt es und wendet die Augen zum Seitenaltar, vor dem er sitzt. Aber vor das unbewegte Gesicht der Gottesmutter dort schiebt sich ein liebliches, tiefbewegtes Mädchengesicht, das von blonden Haaren schlicht umrahmt ist. Und so ernsthaft fragende Augen sehen ihn an — und ihr Blick wird zu einem bangen, bittenden, traurigen. O, mein Jesus, wie wird sich die Franzi jetzt abquälen und sich immer wieder fragen, warum er denn nicht komme, warum er sich denn so lange nicht sehen lasse — er, der ihres Lebens größte Hoffnung ist. Er, um dessentwillen sie all' ihren Kummer leichter ertragen würde, er läßt sie allein. Wenn er ihr doch wenigstens sagen würde, wie Alles steht, warum Alles anders kommen müsse mit ihnen, als wie sie beide es sich bisher gedacht! Das wäre ein rasches Ende, welches sie aus allen tage- und wochenlangen Zweifeln riffe — schroff, aber nicht so lange Zeit hinhaltend. Aber er hat keinen Muth dazu. In die lieben Augen sehen und so harte Worte sagen, das kann er nicht. Aber — muß er es denn sagen? Er hat doch schreiben gelernt, wenn auch nicht gut; so viel bringt er sicherlich zu Wege, daß sie sich bei der Sache auskennt. Ja, das will er, ihr Alles schreiben! Er kann es schon nicht mehr erwarten. Kaum daß das Hochamt zu Ende ist, drängt